

Nur der Katholizismus wird in dieser Front fehlen, jener Katholizismus nämlich, der niemals nur „Reaktion“ — wiederum im wortwörtlichen und übertragenen Sinne genommen — sein kann wie diese Front. Er wird seinen Kampf gegen Bolschewismus, Marxismus und Liberalismus allein führen, aber mit jener Festigkeit des „Entweder-Oder“, das im Festhalten an den ewigen Normen menschlichen Gesellschaftslebens liegt. Aber er wird die Scheinfestigkeit und das innerlich unbegründbare „Christentum“ jener „antisäkularen Front“ meiden, die in vermeintlich konservativer Haltung die Absolutheit des „Entweder-Oder“ völlig zeit- und raumbedingten Formen des Gesellschaftslebens gibt.

Ljeskow und der Bolschewismus

Von Dr. Slavista¹.

Man verehrt in Westeuropa als die Großen in der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts Tolstoj, Dostojewskij, Turgenjew, man achtet Gogolj, Tschechon, auch Gontscharow wegen ihrer hohen künstlerischen Begabung und ihrer wertvollen Schilderungen russischen Lebens. Eine Leuchte unter den russischen Dichtern, einen der größten hat man übersehen. Erst in der neuesten Zeit beginnen weitere Kreise seine Bedeutung zu erkennen und zu schätzen. Es ist Nikolaj Ljeskow, dessen hundertster Geburtstag ins vergangene Jahr gefallen ist. Die Russen selbst haben ihren Landsmann bei weitem nicht genügend gewürdigt. Westeuropa hätte durch Ljeskow in die Kenntnis der russischen Verhältnisse des 19. Jahrhunderts tiefer eindringen können, und die russische Gesellschaft, die ihn verachtete, hat einen Mahner überhört, der ihren Untergang aufhalten wollte. Einer der wenigen Russen, die als Zeitgenossen seine Bedeutung erkannt haben, war Leo Tolstoj. Er urteilt in einem Gespräch mit Gorkij über ihn: „Schade, daß Ljeskow nicht gelesen wird.... Die Sprache beherrschte er wunderbar, bis in die letzten Feinheiten.“ Die zielbewußte Klarheit Ljeskows schließt von selbst lange Auseinandersetzungen über sein Werk aus. Sein tiefes, religiöses Denken, sein heiteres, harmonisches Wesen, seine Lebensfreude bei aller ernsten, oft bitteren Erkenntnis der Wirklichkeit geben ihm einen Vorzug vor Tolstoj, vor allem dem älteren, dem Unruhigen, ewig Suchenden, der mit seinen Zweifeln den Leser quält, der meint, der religiöseste Mensch zu sein, dessen Werk aber im Grunde eher niederreißen half, als daß es aufgebaut hätte. Schwieriger ist ein Vergleich mit Dostojewskij. Daß Ljeskow im Gegensatze zu ihm aus der Kraft eines gesunden Körpers und einer gesunden Seele sein Werk geschaffen hat, läßt es in unsern Augen gewinnen. Turgenjew ist nicht durch und durch Russe wie Ljeskow. Seine Vorliebe für Westeuropa, sein jahrzehntelanger Aufenthalt in Deutschland und Frankreich haben seinen Blick für die Verhältnisse in seiner Heimat getrübt. Seine zu sehr

¹ Aus Gründen, die der Schriftleitung bekannt sind, schreibt der Verfasser unter diesem seiner Stellung entsprechenden Decknamen.

gefühlsbetonten Romane lassen Schärfe und Klarheit in Auffassung und Urteil vermissen.

Was den Werken Ljeskows heute ein so eigenartiges Gepräge gibt, ist die Erfüllung dessen, was sie damals, also vor vielen Jahrzehnten, angekündigt haben. Schon zu des Dichters Zeiten waren offenkundig viele Ursachen für den kommenden Zusammenbruch vorhanden. Ljeskow weist auf eine Reihe von Mißständen hin, die in der Folge für Rußland große Gefahren bringen mußten, und er warnt, den Weg des Verderbens weiter zu gehen. Der völligen Verneinung aller wirklichen Werte durch den Nihilismus setzt er das Höchste entgegen, was ein Mensch besitzen kann, die vollkommene Liebe, die Christusliebe. Immer wieder betont er: Die Liebe geht vom Liebenden auf den andern über, die Liebe ist die schärfste Waffe, sie überwindet die Kraft des Wildesten, des Verbrechers. Durch Streitschriften aus dem Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit hatte er sich die unversöhnliche Feindschaft der Radikalen zugezogen; später verlor er infolge seiner unverhüllten Kritik auch die Gunst der Konservativen. Ljeskows Sprache ist kraftvoll, reich und bildhaft, nicht selten altertümlich. Für den Nichtrussen ist sie schwer zu lesen und noch schwerer zu übersetzen.

Fast alle Stände und Klassen des russischen Volkes waren in den ersten zwei Dritteln des 19. Jahrhunderts von den russischen Dichtern dargestellt worden. Gutsbesitzer, Bauern, Leibeigene, Städter, Beamte, Soldaten wurden je nach Gebühr verherrlicht, bemitleidet oder dem Gelächter der Zeitgenossen preisgegeben. Nur ein Stand hatte noch nicht seinen Sänger gefunden, der russische Geistliche, der Pope. Die russische Literatur des 19. Jahrhunderts ist eine halbpolitische Literatur, die bisweilen die Presse ersetzte. Die ganze Öffentlichkeit nahm an ihrer Entwicklung Anteil. Was hat aber der Pope mit Politik zu tun? Er lebt ja nicht in der Öffentlichkeit, dachte man sich, und ließ ihn aus dem Spiel. Auch glaubte man nicht, im Stande der Geistlichen Gestalten zu finden, die bedeutend und eigenartig genug wären, um einen Dichter zu reizen. Endlich schlug auch für den Popen die Stunde. Im Jahre 1872 erschien Ljeskows Meisterwerk, die „Klerisei“. In vorwurfsvollem Tone erinnert der Oberpfarrer Tuberosow, der Held des Romans, den russischen Dichter an sein Versäumnis: „Weißt du, welches Leben der russische Pope führt, dieser ‚unnötige Mensch‘? ... Weißt du, daß das elende Leben dieses Popen nicht inhaltsleer, sondern überreich an Nöten und Ereignissen ist, oder denkst du etwa, daß sein Pfaffenherz für edle Regungen unzugänglich und zu stumpf ist, um Leid empfinden zu können? Oder willst du von deiner Höhe als Autor herab mich, den Popen, überhaupt nicht deiner Aufmerksamkeit würdigen? Denkst du vielleicht, daß meine Zeit schon vorüber ist und daß mich das Land nicht mehr braucht, das dich und mich geboren und ernährt hat...? Blinder! sage ich dir, wenn du das erste glaubst; Tor! sage ich dir, wenn du das zweite glaubst. Und kraft dieses Schlusses ist es nicht dein Wille, mich aufzurichten und zu beleben, sondern einen Stein auf mich zu wälzen und dann zu spotten, daß übler Geruch von mir ausströmt, weil ich erstickt bin!“ Diese Worte kennzeichnen tatsäch-

lich die Lage eines großen Teiles der russischen Geistlichkeit im 19. Jahrhundert.

Die russische orthodoxe Kirche ist für Ljeskow die maßgebende Autorität in Sachen des Glaubens. Er sieht in ihr einen guten, entwicklungsfähigen Kern, er sieht unter ihren Vertretern, unter den niedern, hohen und höchsten, Seelenhirten im besten Sinne des Wortes. Er möchte das ganze russische Volk im Schoß der orthodoxen Kirche vereinigt sehen. Im „Versiegelten Engel“ z. B. läßt er die Altgläubigen reuig zur Kirche zurückkehren. Aber anderseits nimmt er mit Schmerz, namentlich in der höheren Geistlichkeit und in der Organisation der Kirche, Verhältnisse wahr, die unfehlbar das Verderben bringen werden, wenn nicht eine gründliche und rasche Änderung erfolgt.

Die „Klerisei“ ist die Chronik einer russischen Kleinstadt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Wellen des Marxismus, des Materialismus, des völligen Sichhingebens an die Naturwissenschaften sind nach Rußland geschlagen und haben auch das Städtchen Stargorod erreicht. Die Geistlichen und das gläubige Volk kämpfen einen erbitterten Kampf einerseits mit den Sektierern, anderseits mit der aufgeklärten „Intelligenz“, von der die zersetzenden Ideen des Westens mit rücksichtsloser Kühnheit verbreitet werden. Eines der eigenartigsten und wertvollsten Stücke der russischen Literatur ist das Tagebuch des Stargoroder Oberpfarrers Tuberosow. In vollendeter Sprache läßt hier Ljeskow den Priester alle wichtigen Ereignisse aufzeichnen, die sich während einer langjährigen Tätigkeit zutragen. Tuberosow beurteilt diese Geschehnisse und beschreibt den Widerhall, den sie in seiner Seele hervorrufen. Wie eine Beichte legt er in seinem Tagebuche nieder, was sein Inneres bewegt, manchmal durchstürmt.

Die erschreckende Armut der niederen Geistlichkeit fällt schon dem jungen Priester auf. Er sinnt auf Hilfe. „Ich hatte im Gouvernement geschäftliche Dinge zu erledigen, stellte mich dem Bischof vor und berichtete ihm persönlich über die Armut des Klerus. Der Bischof drückte sein tiefes Mitgefühl aus, bemerkte aber, daß unser Herr selbst keine Hütte gehabt habe, um sein Haupt niederzulegen, aber trotzdem gelehrt habe. Er riet mir, den Geistlichen die Lektüre des Buches ‚Von der Nachfolge Christi‘ zu empfehlen. Darauf gab ich nichts zur Antwort; es wäre ja sinnlos gewesen, etwas zu erwidern, da unsere armen Geistlichen nicht einmal dieses Buch sich hätten erbetteln können.“ Der Sekretär des Konsistoriums glaubte noch spotten zu dürfen. „Der Arme kommt leichter ins Himmelreich“, was Tuberosow zu scharfem Tadel veranlaßt: „Dieser verächtliche, freche und schamlose Ton der Konsistorien!“

In Tuberosows Amtsbereich ist die Sekte der damals überhaupt in Rußland weit verbreiteten Altgläubigen sehr stark. Ljeskow hat ihre Lage, ihre innere Stärke und ihren Glaubensfanatismus gut gekannt. Daß er sie achtete, zeigt der „Versiegelte Engel“. Es ist klar, daß die Armut der Geistlichkeit den Kampf mit solchen Gegnern erschwerte. „Den Sektierern kann ich nicht den geringsten Widerstand entgegensetzen; denn ich bin an Händen und Füßen gebunden, sowohl durch meinen halbver-

hungerten Klerus wie durch den satten Polizeichef....“ Eine Diskussion mit den Altgläubigen, von der sich der Priester viel verspricht, wird unter sagt. Gewaltsame Maßnahmen der weltlichen Behörde verschlimmern noch die Lage. Tuberosow schildert empört die unwürdige Zerstörung einer Kapelle der Altgläubigen; mit einer Feuerspritze wird das Volk, das an der Stelle der zerstörten Kapelle betet, auseinandergetrieben. Tuberosow weigert sich, bei den Altgläubigen Gaben zu sammeln, worauf ihn seine Kleriker bei der Behörde anzeigen; nicht etwa aus Bosheit, sondern weil ihre Not zu groß ist, wenn sie auf die Gaben der Altgläubigen verzichten müssen. Und man zwingt Tuberosow, bei den Sektierern um Almosen zu bitten. Am besten tritt die Anschauung Ljeskows im Gespräch mit der klugen Gutsbesitzerin Plodomasowa zu Tage: „Gewalt-sames Vorgehen ist bei ihnen nicht am Platz; aber das Übel wächst in-folge der Wankelmütigkeit, die sie in der kirchlichen Gesellschaft und in der Geistlichkeit selbst sehen...; die orthodoxe Kirche leidet durch diesen Abfall.“ Die Plodomasowa erwidert: „Ihr solltet diesem Altare redlicher dienen und ihn nicht in einen Ladentisch verwandeln. Aber Ihr handelt ja alle mit dem Heiligsten wie mit einem Stück Tuch!“

Man will in der obersten Kirchenbehörde die Mängel nicht sehen. Tube-rosow verfaßt eine Schrift: „Über die Lage der orthodoxen Geistlichkeit“. Er wird daraufhin befördert und ausgezeichnet, aber seine Schrift ver-schwindet in den Akten des Konsistoriums. Der Pope weiß kaum mehr, wo er über Mißstände Klage führen kann, ganz zu schweigen davon, daß es ihm fast nirgends möglich ist, sich offen mit seinen Vorgesetzten oder mit andern Priestern auszusprechen. Schmerzvoll klingt die Klage in „Am Rande der Welt“: „Heute darf sich Euer Bischof nicht einmal mehr mit seinem Nachbarbischof über seine Angelegenheiten beraten; er braucht sozusagen an nichts zu denken. Es wird für ihn gedacht, und er hat nur alles zur Kenntnis zu nehmen. Was wollt Ihr von ihm ver-langen, wenn er heute nicht einmal mehr für seine eigene Person irgendwo Schutz und Hilfe suchen darf?...”

Bezeichnend für den starren und wenig durchdachten Organismus der russischen Kirche ist in den „Kleinigkeiten aus dem Bischofsleben“ die Bemerkung, daß es dem russischen Bischof nicht erlaubt sei, außerhalb seiner Wohnung sich ohne Prunk zu zeigen. „Das ist sein furchtbares Privileg. Es ist ihm unmöglich, aus der Pforte seines Hofes zu treten, er darf nur ausfahren, und zwar weder einspännig noch auch zweispännig, sondern unbedingt nur vierspännig und dazu nur unter Glockengeläute!“ Einerseits sondert ihn dieses Gebot in ungünstiger Weise vom Volke ab, andererseits ist es für die Gesundheit von schädlicher Wirkung. „Wieviel Kräfte und Fähigkeiten sind wohl schon das Opfer dieses einen Privilegs geworden?“

Im Gespräch mit der weltgewandten Plodomasowa in der „Klerisei“ nimmt Tuberosow wahr, daß die Geistlichen viel zu wenig Bildung haben und daher eigentlich nur mit primitiv denkenden Leuten verkehren können. Der Diakon Achilla in der „Klerisei“ z. B. sieht in eigenartig klingenden Fremdwörtern eine Gotteslästerung, steht hilflos vor der „freidenkeri-

schen“ Ansicht eines Aufgeklärten, daß ein sehnlich erwarteter Regen nicht infolge eines öffentlichen Bittgebetes, sondern infolge von Naturgesetzen gefallen sei. Den gutmütigen zweiten Pfarrer von Stargorod bringen Fragen von aufgeklärten Schülern aus der Fassung. Den unglaublich niedrigen Bildungsstand der Geistlichen und Kleriker in Sibirien zeigt die Erzählung „Am Rande der Welt“. Die wenigsten können lesen und schreiben, aller Strenge des neuen Bischofs will es nicht gelingen, ihnen diese Grundlage des geistlichen Berufes zu geben. In den Seminarien herrschen nicht selten Roheit und Trunkenheit. Unfähigkeit vieler Geistlicher, schlechte Organisation, mangelnde Unterstützung und Quertreibereien vonseiten der weltlichen Behörde lassen das Missionswerk nicht gedeihen, sondern langsam verfallen. Wenige Bekehrungen werden verzeichnet. Aus dem Christenglauben ist bei den dortigen heidnischen Völkern ein merkwürdiges Gemisch aus christlichen und allen möglichen heidnischen, buddhistischen, schamanischen und andern Elementen geworden. Die Belehrung, die der Taufe folgt, ist sehr mangelhaft. Ein Bischof, der sich über die außergewöhnlichen Erfolge eines Missionars wundert, erfährt später, daß dieser durch freundliche Bewirtung, d. h. durch Alkohol, die Herzen der Heiden gewonnen habe. Durch derartige Vorkommnisse sinkt die Achtung vor dem Christentum. Von der Steppe kommen die Missionare beraubt, in zerrissenen Kleidern, ohne das notwendige Fahrzeug und Zugvieh zu besitzen, zum Bischof und flehen ihn um Hilfe an. „Die Beamtschaft, die ganze Verwaltung begünstigt in gewissenloser Weise die Lamas. Ich hatte mit dem Gouverneur einen Strauß auszufechten, als ich diesen christlichen Herrn dazu bewegen wollte, seine Helfer wenigstens davon abzuhalten, ganz offen den Buddhismus zu unterstützen. Der Gouverneur fühlte sich beleidigt, und es entbrannte zwischen uns ein heftiger Streit“, berichtet der Bischof.

Die Laienwelt und vor allem ihre Oberschicht ist das zweite Element, gegen das Ljeskow die Anklage richtet, dem drohenden Verderben Vorschub zu leisten. Die Regierung, die Spitze der russischen Gesellschaft, betrachtet keineswegs die Sorge für das Wohl des Volkes als ihre wichtigste Aufgabe. Ein Beispiel bietet die Erzählung „Ein russischer Demokrat in Polen“. Dem wohlmeinenden, klar ausgearbeiteten Vorschlag eines hohen Beamten, 25 000 kleine Güter für entlassene Offiziere zu schaffen, tritt der Regierungsbeschluß entgegen, im Siedlungsgebiet ein paar Riesengüter zu errichten, die einigen Generälen zur Nutznießung überlassen werden sollen.

Mit der Thronbesteigung des Zaren Nikolaus I. im Jahre 1825 beginnt eine Zeit der gewaltsamen Verdrängung westlichen Bildungsgutes. Ljeskow berichtet im „Kadettenkloster“ über Folgen der Regierungsmaßnahmen. 1826 wird ein neuer Kommandeur aller Kadettenkorps ernannt. Nach kurzer Zeit läßt er plötzlich alle Petersburger Kadetten, deren Führung nicht ganz einwandfrei ist, als Unteroffiziere ins Heer stecken. Die Bibliothek und das Museum der Anstalt werden geschlossen, jeder geographische Globus wird entfernt. Unter Prügelstrafe ist es verboten, irgend welche Bücher vom Urlaub mitzubringen oder gar sich schrift-

stellerisch zu betätigen. Schon vorher ist jeder Unterricht in fremden Sprachen unmöglich gemacht worden. Das Kadettenkorps, früher eine hervorragende Bildungsanstalt, wird eine reine Drillschule.

Angehörige der jüdischen Rasse und Religion waren in gewissen Gebieten Rußlands unmenschlichen Grausamkeiten schutzlos ausgesetzt. Aus der Erzählung „Das Bischofsgericht“ geht hervor, daß noch in den vierziger und fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts in der Ukraine junge Juden unter zwölf Jahren ins Heer gesteckt wurden. „Man verschleppte als Rekruten Kinder, die nicht mehr als sieben oder acht Jahre alt waren. Zahllos waren solche Fälle.“ Der Jammer der Eltern muß herzerreißend gewesen sein. Ljeskow gibt im „Bischofsgericht“ den tiefen Eindruck wieder, den derartige Erlebnisse auf ihn gemacht haben, als er in Kiew als junger Beamter stand: „In diesem Meer von Seufzern und Tränen, in dem ich als junger Mensch so viele schwere Tage verbringen mußte...“

„Wie herrlich!“ schreibt einmal in der „Klerisei“ Tuberosow ins Tagebuch, da er gehört hat, daß von litauischen Geistlichen eine Bewegung gegen die Trunkenheit ausgegangen ist. Aber die Branntweinpächter beschwerten sich bei der Regierung, man lasse das Volk nicht trinken, und die Regierung verbietet mit Rücksicht auf die Staatsfinanzen (der Branntweinverkauf war Staatsmonopol) alle Gesellschaften, die sich gegen den Alkoholmißbrauch wenden. „Ein teuflische Nachricht! Trink nur zu, armes Volk, sauf dich zu Tode!“ setzt Tuberosow bitter in sein Tagebuch. „Ich sehe, daß etwas Gewaltiges in Rußland heranreift und systematisch vorbereitet wird. Zuerst ist man dem Volk gegenüber nachgiebig und läßt es in seinen schlechten Neigungen verharren, dann beginnt man plötzlich Steuern zu erheben und verfährt dabei schonungslos, indem man sich damit entschuldigt, daß es ‚gemäß Erlaß des Zaren‘ geschehen müsse. Es wundert mich, daß niemand wahrzunehmen scheint, wohin dies alles führt.“

Die gebildete russische Gesellschaft versäumt vielfach die Pflicht, dem Volk im religiösen Glauben Vorbild zu sein. Mitten in der Gesellschaft darf der Radikale seine Wühlarbeit treiben, darf den Kindern in der Schule einhämmern, es gebe keine Seele, keine Unsterblichkeit, man müsse die Familie zerstören, man dürfe die Vaterlandsliebe und die nationalen Grundlagen der Völker nicht anerkennen. Die Gesellschaft sollte mit Empörung die in ihrer Mitte ausgesprochenen Worte der Aufgeklärten zurückweisen. Der Lehrer Prepotenskij spricht sie in der „Klerisei“ an einem Abend vor der versammelten Gesellschaft der Stadt aus: „Sobald der Glaube eine ernste Sache geworden ist, so ist er schädlich, und man muß ihn fassen und straff ziehen.“ Und: „Der Glaube ist Luxus, der dem Volk teuer zu stehen kommt... Schnaps ist nützlicher als der Glaube, der wärmt wenigstens.“ Also schon genau wie Lenin: „Religion ist Opium für das Volk, eine Art geistigen Branntweins.“ Die Kleinstadtgesellschaft wehrt den lästigen Ruhestörer lachend und spottend ab. Er darf weiter unterrichten; „denn sie sind ja heute alle so“. Der Arzt und der Polizeichef von Stargorod geben den Leichnam eines Ertrunkenen nicht der Kirche zum Begräbnis, sondern stellen ihn „zu wissenschaftlichen Zwecken“ dem

Lehrer zur Verfügung, der an dem Leichnam zum Entsetzen der gläubigen Bevölkerung seine materialistische Weltanschauung demonstriert. Hohe Beamte benehmen sich unwürdig gegenüber den Geistlichen. In der „Klerisei“ spricht einmal der Gouverneur in der Kathedrale während des Gottesdienstes so laut, daß ihn der Bischof zurechtweisen muß. Der Gouverneur spottet über Religion und Kirche. Arzt und Polizeichef werfen dem für seinen Glauben eifernden Tuberosow „eifersüchtige Intoleranz gegen den Unglauben“ vor. Ljeskow spricht geradezu von „gesetzlich geschütztem Nihilismus“.

Die Mehrzahl derer, die nicht schon offen gegen Glauben und Kirche kämpfen, schämt sich, den Glauben zu bekennen und die Kirche zu verteidigen. Auf die vorwurfsvolle Klage des Priesters in der „Klerisei“: „Ohne Ideale, ohne Glauben, ohne Achtung vor den Toten unserer großen Vorfahren . . ., das richtet Rußland zu Grunde!“, antwortet der Adelsmarschall Tuganow: „Je nun, wenn Rußland dadurch zu Grunde gehen muß, dann geht es eben zu Grunde. . . Was machst du dich an jeden heran und setzest ihm zu mit deinem ‚Ideal, Glaube‘? Es ist nun einmal nicht zu helfen, wenn, wie es scheint, für all das die Zeit vorüber ist.“ Die radikalen Elemente suchen schon die neuen Strömungen in die Beamten-schaft hineinzutragen und geben die Losung aus: „Wir müssen alles zerstören . . ., alles ist uns erlaubt, alles ist uns möglich!“ Bemerkenswert sind in der „Klerisei“ die Worte Termosesows, des Wortführers der radikalen Beamten, der mit Hilfe seines hochgestellten Genossen feine, undurchdringliche Netze von Verleumdungen und Intrigen über Tuberosow spannt, die diesen schließlich zu Fall bringen: „Warum sollen wir nicht dienen? Im Staatsdienst sieht man unseresgleichen gern, wir bekommen Geld und Einfluß. . .; Begabung ist hier nicht einmal ein Vorteil, man wünscht sie hier nicht.“ Er ist des Sieges seiner Sache sicher. Auf den Einwurf, eine Revolution wäre in diesem Zeitpunkt ein Schaden für Rußland, versetzt er: „Wozu, zum Teufel, brauchen wir jetzt eine Revolution, da unsere Sache ohne Revolution schon so günstig steht wie nur möglich?“

Tuberosows letzte, für ihn verhängnisvolle Predigt ist eine flammende Anklage gegen die russische Intelligenz und gegen die Beamten, ob sie radikal, liberal oder konservativ sind! „Unser maßloses Philosophieren, das den gesunden Verstand unterjocht. . . Das Nichtverstehen der menschlichen Natur und infolgedessen leidenschaftslose Gleichgültigkeit gegen Gut und Böses und falsches Urteil über die Handlungen: Rechtfertigung des Unrechts und Verurteilung des Richtigen. . . Bedeutendes Nachlassen der Sorge um das Wohl des Vaterlandes. . .“ Und ein ergrauter Bischof spricht in der „Klerisei“ das Wort aus, das schon Turgenjew im „Vorabend“ ausgesprochen hat: „Wir haben keine Männer.“ Der Bischof fährt fort: „Wir segeln über einem tiefen Abgrund auf einem schlecht gerüsteten Schiffe und mit betrunkenen Matrosen. Gott bewahre uns in dieser Lage vor einem Sturm!“

Die Leibeigenschaft der russischen Bauern wurde im Jahre 1861 der Form nach aufgehoben, in Wirklichkeit aber durch einen keineswegs erträglicheren Zustand ersetzt. Ljeskow hat auch über diese Frage offen

und mutig gesprochen. Er läßt Tuberosow in sein Tagebuch schreiben, daß er die Propstwürde verloren habe, beinahe sogar seiner Priesterwürde entkleidet worden wäre, weil er sich an den Gouverneur gewandt habe „mit der Klage gegen die Belastung der Bauern mit Fronarbeit durch die Gutsbesitzer an Sonntagen, und sogar an hohen Festtagen“, und er habe hinzugefügt, „daß auf diese Weise die an sich schon große Not noch größer werde; denn in ganzen Dörfern gebe es keinen mehr, der noch Roggen oder Schafe besitze...“ Diese Klage habe den Gouverneur in rasende Wut versetzt. Für die hygienischen Zustände auf dem Dorfe ist eine andere Bemerkung in der „Klerisei“ bezeichnend. Da im Gouvernement Seuchen ausgebrochen sind, wird den Bauern befohlen, die örtlichen Ärzte und Tierärzte aufzusuchen und Pfuscher zu meiden. Der Dichter bezeichnet diesen Befehl als Hohn, da Ärzte und Tierärzte fast gar nicht vorhanden seien. Die Erzählung „Alte Psychopathen, Das Epos von Wischnjowskij und seiner Sippe“ gibt das selbstherrliche Leben und Treiben eines Gutsbesitzers wieder, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts unumschränkter Herr über zwei Dörfer war. Für Wischnjowskij, dessen Macht sich Polizei und Behörden fügen müssen, wird eine Einrichtung getroffen, die man nur als Harem bezeichnen kann. Wohl eine der schärfsten Anklagen, die gegen die russische Leibeigenschaft gerichtet worden sind, ist die im Westen sehr wenig bekannte Erzählung Ljeskows „Der Haarkünstler“. Es ist eine unsagbar traurige und literarisch wertvolle Erzählung. Einer von den als tyrannisch bekannten Grafen Kamenskij hat im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts in Orel aus den Begabtesten seiner Leibeigenen eine Theatertruppe zusammengestellt, die zu seinem Gefallen und für seine Gäste spielt. Arkadij, der von ihm sehr streng gehalten wird, ist der Haarformer der Truppe, ein wahrer Künstler in seinem Fach. Er liebt die Schauspielerin Ljubowj, ohne je mit ihr sprechen zu dürfen. Schauspielerinnen, an denen der Graf Gefallen findet, werden nach dem Spiel in ein langes, weißes „Cäciliengewand“ gekleidet und ihm übergeben. Wehe, wenn sich ein anderer an ihnen vergreift! Der Graf wird auf Ljubowj aufmerksam. Da versucht Arkadij mit Ljubowj eine tollkühne Flucht, aber sie werden verraten. Ljubowj wird zum Grafen gebracht — dann wird unter ihrem Zimmer Arkadij gefoltert. Später schickt der Graf Arkadij in den Krieg, und als der Arme endlich zurückkehrt, um Ljubowj zu heiraten, wird er in der Heimat ermordet und beraubt. Die Martern waren üblich: „Die Martern waren bei uns so furchtbar, daß der es hundertmal besser hatte, dem der Tod beschieden war... Unter dem ganzen Hause befanden sich geheime Keller, wo lebende Menschen saßen, die angekettet waren wie Bären. Kam man zufällig vorbei, so hörte man, wie dort die Ketten klirrten und Menschen in Fesseln stöhnten. Ja man wollte, daß diese Dinge bekannt würden und der Behörde zu Ohren kämen, jedoch die Behörde wagte an Eingreifen nicht zu denken... Und andere Menschen waren sogar zusammen mit Bären angekettet, so daß der Bär nur einige Zentimeter entfernt war und den Menschen fast mit der Pranke zerfleischen konnte...“

Ljeskow erschöpft sich nicht in Vorwürfen und Klagen. Der Selbstsucht

und der Gleichgültigkeit in den Kreisen der höheren Geistlichkeit und der gebildeten Laienwelt hat er Gestalten von vorbildlicher Pflichttreue und Ehrlichkeit, von religiöser Innigkeit und Menschenliebe gegenübergestellt. Einer Reihe seiner Erzählungen hat er den gemeinsamen Namen „Die Gerechten“ gegeben. Ihnen ist er auch in den oberen Schichten der Bevölkerung auf seinen weiten Reisen in Rußland begegnet. Ihr Leben und ihre Taten entreißt er der Vergessenheit, den Zeitgenossen und der Nachwelt zum Gedächtnis und zur Nacheiferung. Mehrmals klagt er, daß Bischöfe und Geistliche, namentlich in den höheren Laienkreisen, gerade nach ihren vortrefflichen Eigenschaften hin fast unbekannt blieben, daß schlechte Nekrologe auch nach ihrem Tode eine gerechte Beurteilung ihrer Persönlichkeit verhinderten. Der Dichter greift besonders in den „Kleinigkeiten aus dem Bischofsleben“ den Heiligen Synod scharf an und verteidigt die Bischöfe gegen Vorwürfe seitens der Laien. Er wurde nach Erscheinen dieses Werkes im Jahre 1883 vor die Wahl gestellt, seine Überzeugung oder sein Amt zu opfern, und er legte sein Amt im Ministerium für Volksaufklärung nieder.

Die bezeichnendste Priestergestalt, die Ljeskow geschaffen hat, ist Tuberosow in der „Klerisei“. Mit den Gläubigen seiner Gemeinde steht er gegen Feinde, die jedes Mittel der Verleumdung und der Bestechung gebrauchen, um ihn zu stürzen. Er verliert als Martyrer seiner Überzeugung sein Amt, weil er seine Predigt nicht widerrufen kann, und das Leid bricht sein Herz. Im „Bischofsgericht“ und in den „Kleinigkeiten aus dem Bischofsleben“ kann der Dichter sich nicht genügen, die Güte Filarets, des Metropoliten von Kiew, zu preisen. „Er kam auf die Welt mit seiner Güte wie das Veilchen mit seinem Duft, sie war sein Wesen.“ Das Volk nennt ihn „unsern Engel“. Er spricht im „Bischofsgericht“ das Machtwort, das dem unglücklichen Juden den Sohn wiedergibt. Er duldet nur eine saubere, ehrliche Verwaltung seiner Diözese. Nach seinem Tode hinterläßt er „eine geschlossene, orthodoxe Bevölkerung, die rührend ihr ‚liebes Väterchen‘ verehrt hatte“. Ein anderer Bischof in den „Kleinigkeiten aus dem Bischofsleben“ überrascht durch sein einfaches Wesen. Er fährt ohne große Begleitung in seiner Diözese umher, gibt Geistlichen auf einem Spaziergang Audienz, hilft bei der Ernte. Sehr fromm tuende Leute, die das nicht verstehen können, legen es als Nihilismus aus.

Das mutige Auftreten von Geistlichen gegen anmaßende weltliche Behörden und hohe Beamte zeichnet folgende Geschichte aus den „Kleinigkeiten“. Ein Moskauer Polizeigeneral hat in einem Brief an den Metropolitan Drosdow den Gesang in einer Moskauer Kirche beanstandet. Der Brief geht unbeantwortet an den Generalgouverneur zurück. Der dringt in den General, die Sache zu bereinigen. Der Bischof, der sich verletzt fühlt, lenkt nicht ein, bis der General sich herbeiläßt, in einem demütig gehaltenen Brief den Metropolitan um eine Audienz zu bitten. Hierauf gibt der Bischof nach. Im „Kadettenkloster“ weist der mutige Archimandrit die Taktlosigkeiten des Kommandeurs in der Kirche zurück, worauf er aus der Anstalt entlassen wird.

Auch in der Laienwelt findet Ljeskow Männer, die hohe und höchste

Ämter bekleiden und dabei wegen ihres Pflichteifers, ihres Wohlwollens, ihrer Ehrlichkeit Bewunderung verdienen. In der Erzählung „Ein russischer Demokrat in Polen“ hat Samburskij als Direktor der Kanzlei des Feldmarschalls Paskjewitsch die schwere, undankbare Aufgabe, im eroberten Polen geordnete Zustände herzustellen. Der Dichter schildert ihn als einen außerordentlich fähigen Kopf. „Über seine Ehrlichkeit ist selbstverständlich kein Wort zu verlieren — durch Kommissionäre und Intendanten allein hätte er Millionen verdienen können, und er verdiente sie nicht, und für alle Diebe war er unüberwindlich.“ Die Regierung nimmt seine Vorschläge nicht an, ermächtigt ihn aber, den Besitz eines Majorates in Polen anzutreten. Er weigert sich und nimmt seinen Abschied. Im „Bischofsgericht“ schickt der mächtige Generalgouverneur von Kiew einen jüdischen Buchbinder, dem er selber wegen einer gesetzlichen Vorschrift nicht helfen kann, zum Metropolit.

„Kadettenkloster“ nennt der Dichter das Erste Petersburger Kadettenkorps, weil dessen Leiter die Anstalt mit dem Geiste einer fast klösterlichen Gemeinschaft erfüllen. Der Direktor des Korps, Generalmajor Pjerskij, ist Lehrer und väterlicher Freund der Kadetten. Er unterwirft sich einer entsagungsvollen, fast spartanischen Lebensweise, verläßt nur selten das Gebäude und geht ganz in der Ausbildung der 1300 Zöglinge auf. Die Kadetten, die 1825 den beim Dekabristenaufstand verwundeten Aufständischen Hilfe geleistet hatten, werden nur durch sein mutiges Eintreten bei Nikolaus I. vor schwerer Strafe gerettet. Der Arzt Zelenskij hat die Aufgabe, den Gesundheitszustand der Zöglinge zu überwachen; mit peinlicher Gewissenhaftigkeit ist er um jeden einzelnen besorgt. Er pflegt vor dem Abschluß stehende Kadetten krank zu melden und sie im Lazarett insgeheim tagelang über alle möglichen Dinge zu belehren, um wenigstens die ärgsten Lücken in ihrer Bildung auszufüllen. Dem Verwalter der riesigen Anstalt, dem herzensguten Bobrow, obliegen Kleidung und Verpflegung. Kadetten, die bei Wasser und Brot Strafe abbüßen, verköstigt er heimlich. Seine „Leidenschaft“ ist es, armen Fähnrichen, die die Anstalt verlassen, reiche Geschenke mitzugeben, wozu er seine Einkünfte verwendet. Große Summen Geldes gehen durch seine Hände, er stirbt arm.

Erzählungen wie „Der unsterbliche Golowan“, „Zwerge“, „Der Mann auf Wache“ beweisen, daß Ljeskow für edle Menschenliebe und Selbstverleugnung auch in den unteren Schichten des russischen Volkes ein offenes Auge gehabt hat. Aber er war überzeugt, daß alle religiösen und sittlichen Kräfte Rußlands zuletzt doch außerstande sein würden, die immer größer werdenden Gefahren der Gleichgültigkeit, der Selbstsucht und des Hasses zu bannen. Und auch die Macht seiner Mahnrufe überschätzte er nicht; denn bang klagte er in der „Klerisei“: „Ich bin allein, ganz und gar allein!“